Nr. 588. 37. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 17. November 1908

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Ehrfurcht.

Auch wenn sich kein Gericht gefunden, das Herrn Schücking ob mangelnder Ehrerbietung vor den Regierenden zu fünfhundert Mark verurteilt hätte, ist es zeitgemäß, von Ehrfurcht und Ehrerbietung zu reden.

Was geht in Deutschland vor? Was gibt den sonst so geduldigen Deutschen seit den Tagen des Kaiser-Interviews wenigstens in der Sprache diese Offenheit und diese Klarheit? Nicht so sehr im Parlament. Da sitzen zu viel Diplomaten. Aber draußen im Land, in der Presse, in Zusammenkünften, überall, wo Deutsche sich treffen. „Der Beginn jeder politischen Aktion ist aussprechen, was ist." Endlich! Ist es nur ein Rausch oder ist es ein Erwachen? Die Zukunft wird's zeigen. Aber der Deutsche hat sich auf sich selbst besonnen. Der Deutsche spricht von den Regierenden und geniert sich kein bißchen mehr. Das kam plötzlich, fast über Nacht. Der Deutsche hat irgend etwas abgestreift, was ihn fesselte, und erstaunt stehen die Byzantiner und sagen: „Wir erkennen das Volk nicht mehr. . ."

Der Disziplinierte von Husum nahm diese Selbstentfesselung, die heute auf einmal ganz allgemein scheint, schon lange vor den Tagen des Kaiser-Interviews mit sich vor, und die Richter nannten dies Mangel an Ehrerbietung und Ehrfurcht. Wenn sie sich umständlicher und genauer ausgedrückt hätten, genauer, als es Juristen in solchen Fällen nun einmal tun, hätten die Richter sagen müssen: „Angeklagter, du hast verfassungsmäßig das Recht, in Wort und Schrift deine Meinung zu sagen. Aber du hast vergessen, daß die Regierung die Ehrfurcht in Eigenregie hat. Du hast vergessen, daß die Ehrfurcht für Beamte verstaatlicht ist . . ."

Was ist Ehrfurcht im ursprünglichen und natürlichen Sinne? Etwas eminent Persönliches. Ein Gefühl. Das Gefühl der Hingabe an das, was man höher schätzt als sich selbst. Also ein Reichtum. Ein Besitz. „Ach, fühlt denn nicht jeder aufrichtige Mensch, daß er selbst größer wird, wenn er das verehrt, was wirklich über ihm steht?" So fragt Carlyle. Er sah Größeres über sich, und das machte ihn glücklich. Wer spottet also der Ehrfurcht? Niemand. Wir sind Menschen, und der Mensch braucht das Größere über sich. Das ist die Ehrfurcht, die sich nicht verstaatlichen läßt. Das ist die einzige Ehrfurcht, die zu einer Ehrerbietung führt, die ehrlich ist. . .

Die königlich privilegierte preußische Ehrerbietung, wie man sie bei dem Bürgermeister vermißte und wie sie auch das deutsche Volk nun einmal von sich wirft, hat mit dieser Ehrfurcht nichts zu tun.

„Wenn der Mensch das verehrt, was wirklich über ihm steht. . ." Die Ehrerbietung im Staatskleid hält sich nicht an dies „wirklich". Die jeweiligen Machthaber stehen über dir. Also hast du stramm zu stehen, und wenn du noch so sehr das Größere bei den Machthabern vermißt. „Wir Referenzen erweisen einem Hut?" Die Ehrerbietung, die die Richter in Schleswig meinten, macht sich ein Vergnügen daraus. Es gibt eine Ehrfurcht, in der man, wie die Sprache so schön sagt, ersterben kann. Das ist natürlich nur bildlich zu nehmen. Fürst Hohenlohe erzählt zwar, sich selbst ironisierend: „Als der Kaiser mir bei Tisch zutrank, verneigte ich mich ehrfurchtsvoll und hätte aus Ehrfurcht beinahe den Champagner verschüttet." Aber noch niemand ist vor Ehrfurcht „vergangen". Höchstens erkälten sich die allzu Ehrerbietigen, wenn sie in Wind und Wetter zähneklappernd vor dem Brandenburger Tor auf die Galakutsche des Tages warten.

Der Bürgermeister von Husum, dem man zu wenig Ehrfurcht, zu wenig Treue vorwirft, wird sich zu trösten wissen. Es gibt einen Mangel an Ehrerbietung, der die Ehrfurcht vor der Wahrheit ist. Die Byzantiner aus Ueberzeugung (es gibt solche) sehen das nicht, denn ihre Augen sind geblendet von dem Glanz der Aeußerlichkeiten, die sie anbeten. Die Geschäftsbyzantiner wollen es nicht sehen, denn die Ehrerbietung ohne Ehrfurcht ist, was sie brauchen. Es geht ein Sturm durch das Land, der diese verstaatlichte Ehrfurcht einmal gründlich hinausfegt. . . Freuen wir uns und überlassen wir die Trauer hierüber den Knechten. Die wahre Ehrfurcht ist eine Göttin, die uns zum Größeren weist. Die verstaatlichte Ehrfurcht, die heute so krank daniederliegt, ist eine häßliche, aber hochangesehene Dame, eine Dame ohne Seele. Wenn wir erst auf ihrem Grabe tanzen können, sind wir weiter.

Jllo.

Bülow bleibt Reichskanzler.

Der Kaiser ist heute früh in Potsdam eingetroffen, und um 11 Uhr vormittags hat er den Reichskanzler empfangen. Ueber

die Ankunft des Kaisers in Potsdam

meldet unser □-Berichterstatter uns folgendes: Mit wenigen Minuten Verspätung sind heute morgen kurz nach 8 Uhr bei herrlichem, klarem Wetter der Kaiser und die Kaiserin im Hofzuge auf dem Bahnhof Wildpark eingetroffen. Zum Empfange ihrer Eltern hatte sich Prinzessin Victoria Luise mit den Damen ihrer Umgebung eingefunden. General v. Scholl, Polizeipräsident v. Stark, Vizestallmeister v. Esebeck waren dienstlich zur Stelle und erstatteten ihre Meldungen. Der Kaiser, der Marineinfanterie-Uniform trug, verließ hierauf mit der Kaiserin und der Prinzessin den Zug und begab sich mit schnellen Schritten, gefolgt von den Herren seiner Umgebung, dem Generaladjutanten v. Plessen, Admiral v. Senden, Chef des Zivilkabinetts v. Valentini und Flügeladjutant v. Marschall, zu den bereitstehenden Automobilen.

Der Kaiser, dessen Gesichtsfarbe von der empfindlichen Morgenkühle leicht gerötet erschien, sah außerordentlich frisch aus. Der Ausdruck des Gesichts aber war ungemein ernst, fast starr. Nur wenig Publikum hatte sich auf dem Bahnhof eingefunden.

Die Abreise des Fürsten Bülow nach Potsdam.

Fürst Bülow verließ heute vormittag mit dem Vorortzug, der um 10 Uhr 15 Min. nach Potsdam fährt, Berlin. In dem Zuge war ein Nichtraucherabteil erster Klasse für den Kanzler reserviert. Fürst Bülow traf kurz vor dem Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe ein, begleitet von seinem Adjutanten, dem Hauptmann v. Schwarzkoppen und gefolgt von seinem Leibjäger. Der Reichskanzler sah blaß aus, seinem Gesicht war die innere Erregung anzumerken; aber er hatte sich völlig in der Gewalt und sprach sogar noch mit gewohnter Liebenswürdigkeit einen Bekannten an. Der betreffende Herr sagte ihm, daß ihn die herzlichsten Glückwünsche von ganz Deutschland auf seinem schweren Gange begleiteten. Darauf erwiderte Fürst Bülow mit ernster Stimme: **„Ich habe nur den einen Gedanken, dem deutschen Volke gegenüber meine Pflicht zu tun."** Der Bekannte des Fürsten antwortete, man werde hoffentlich in wenigen Stunden rufen können: „Hoch der Reichskanzler Fürst Bülow!" Der Fürst drückte ihm lächelnd die Hand und bemerkte, man könne nicht wissen, wie es ausgehen werde.

Der Reichskanzler in Potsdam.

Von der Station Wildpark wird uns gemeldet: Der Reichskanzler Fürst Bülow ist um 11 Uhr mit dem fahrplanmäßigen Zuge in Station Wildpark eingetroffen. Am Bahnhofe waren einige Schutzleute und Kriminalbeamte unter dem Kommando eines Polizeioffiziers postiert. Fürst Bülow verließ als erster den Wagen. Ihm folgten sein Adjutant Hauptmann v. Schwarzkoppen und sein Leibjäger. Der Kanzler begab sich zu dem Hofwagen, der ihn erwartete, und fuhr nach dem Schloß. Die Schloßverwaltung hatte noch zwei Wagen nach dem Bahnhof gesandt. In den einen stieg ein Hofbeamter, der den Fürsten von Potsdam aus begleitet hatte, der andere fuhr leer ins Schloß zurück.

Der Vortrag des Kanzlers

beim Kaiser im Neuen Palais währte $1\frac{3}{4}$ Stunden. Der Reichskanzler kehrte mit dem Zuge 12 Uhr 56 Minuten nach Berlin zurück.

* * *

Um $\frac{3}{4}$2 Uhr traf der Reichskanzler wieder in seinem Berliner Palais ein. Sofort wurde es bekannt, daß die Unterredung mit dem Kaiser einen für den Fürsten Bülow günstigen Verlauf genommen. Fürst Bülow verbleibt im Amte. Der Kaiser hat die Haltung des Reichskanzlers im Reichstage gebilligt und versprochen, sich bei seinen privaten Aeußerungen künftig mehr Zurückhaltung aufzuerlegen. Eine amtliche Note dürfte in kürzester Frist veröffentlicht werden.

* * *

Die Interpellation in der Zweiten sächsischen Kammer.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Dresden, 17. November.

Auch im sächsischen Landtage klang heute die ungeheure Mißstimmung des deutschen Volkes über die Vorgänge in unserer auswärtigen Politik wider. Es kam zu einer längeren und von allen Parteien mit Sachlichkeit und eindrucksvollem Ernst geführten Aussprache über das Kaiser-Interview und seine Wirkung, und zwar bei der folgenden zugleich mit dem Etatkapitel: „Vertretung Sachsens im Bundesstaate" verhandelten freisinnigen Interpellation:

Im Hinblick auf die vom Auswärtigen Amt unter verfassungsmäßiger Verantwortung des Reichskanzlers gebilligte Veröffentlichung der vom Deutschen Kaiser einem englischen Staatsmanne gemachten Mitteilungen richten die Unterzeichneten an die königliche Staatsregierung die Anfrage, welche konstitutionellen Bürgschaften sie den verbündeten Regierungen in Vorschlag zu bringen oder was sie selbst

---

Aus den Konzerten.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Leopold Schmidt.

Die vergangene Woche würde mir zu kritischen Betrachtungen kaum Anlaß bieten, wären nicht zwei Geiger von Bedeutung aufgetreten, die der Oeffentlichkeit noch immerhin neue Aufschlüsse über sich zu geben haben. Bronislaw Hubermann hatte gegen seinen eigenen Ruhm als Wunderknabe und die stark instrumentierten Lobsprüche des Auslandes zu kämpfen, als er vor Jahren beim hiesigen Publikum aufs neue beglaubigt sein wollte. So oft er seitdem bei uns erschien, seine Technik konnte nie allseitig einwandsfrei genug erscheinen, um für sich selbst zu glänzen, während der Musiker wiederum allzusehr, wo er nicht indifferent blieb, hinter dem Virtuosen verschwand. Auch heute noch steht das virtuose Element bei Hubermann stark im Vordergrunde (dann fehlt seinen Vorträgen, was nur innerste Anteilnahme erzeugen kann), und sein Ton entbehrt jener Größe und Vollsaftigkeit, die zum Beispiel die Musik eines Spohr verlangt. Dennoch war die Art, wie Hubermann neulich im Mozart-Saal des Altmeisters G-dur-Konzert spielte, eine eminente Leistung. Nicht nur die kapriziösen Schwierigkeiten des letzten Satzes gelangen technisch, wie man sie selten hört; auch von dem Geist der Komposition war in die Interpretation das Wesentliche übergegangen. Der Eindruck steigerte sich noch bei dem Konzert von Brahms. Nie bisher habe ich Hubermann so spielen hören, und ich freue mich, ihm einmal von Herzen zustimmen zu können.

Arrigo Serato hat schon seit etwa einem Jahre darauf vorbereitet, daß wir Außerordentliches von ihm erwarten dürfen. Er hat seinen Weg gefunden, langsam, aber sicher. Sein italienisches Temperament geht gelegentlich mit ihm durch, wie im letzten Satz des sonst sehr schön gespielten Mozartschen Es-dur-Konzertes; meist aber weiß er es so zu bändigen, daß es zum Guten wirkt. Sein Ton hat sich zu edler Schönheit entwickelt, und die Reinheit der Griffe tut auch dem verwöhnten Ohre wohl. Sein Programm brachte Vitalis Ciaccona in einer Bearbeitung von Ottorino Respighi für Streichorchester und Orgelbegleitung. Wie schon neulich in dem Opernfragment des Monteverdi, zeigte sich dabei Respighi wieder als äußerst geschickter Renovator älterer Musik. Er läßt zwar den Stil des Werkes nicht unberührt, weiß es aber sehr effektvoll herzurichten. Die Orgel war durch ein Harmonium ersetzt, das der Spezialist Karl Kämpf mit Geschmack registrierte, während Dr. Kunwald seine Geiger zu einem Wettbewerb in Tonschönheit mit dem Solisten anspornte.

Das Musizieren der Schwestern Koch im Bechstein-Saal erhob sich nicht über ein dilettantisches Niveau; wir haben die Damen, die im Kampfe mit der Intonation lagen, schon besser singen hören. — Die Berliner Liedertafel machte unter ihrem sachkundigen Leiter Franz Wagner mit ihrem von der Vereinigung für Kammermusik unterstützten Abend einer zahlreichen Zuhörerschaft Freude. Der Verein gehört zweifellos zu den guten, wohlgepflegten. Daß der Vortrag sentimentaler Volkslieder in einer Bearbeitung wie der von Hugo Jungst im Konzertsaal für moderne Ohren etwas Befremdliches hat, läßt sich freilich nicht leugnen. In dieser Beziehung ist die Liedertafel konservativ.

Der Bariton Franz Steiner bestätigte in seinem zweiten Liederabend vollauf das hier über ihn gefällte günstige Urteil. Seine stimmliche Begabung verspricht das Beste. Man ist bei den jüngeren Sängern lange nicht einem so schönen, gesunden und biegsamen Organ begegnet; kleine Fehler, wie das hörbare Atmen, sind leicht abzulegen. Es fragt sich nur, inwieweit es ihm gelingt, mehr von innen heraus zu schaffen, und ob seine Art ihn nicht mehr auf Oper und Oratorium verweist als auf das Lied, für dessen Nuancenreichtum er, vorläufig wenigstens, nicht die nötige Differenzierung des Ausdruckes findet.

Eine Aufführung des „Deutschen Requiems" von Brahms, die Fritz Rückward, Dirigent des „Zehlendorfer Chorvereins", mit seinen Leuten und der Berliner „Musikalischen Vereinigung" in der Singakademie veranstaltete, lieferte ein rühmliches Beispiel, wie eifrig sich auch die Vororte am musikalischen Wettstreit beteiligen. Natürlich konnte man nicht den höchsten Maßstab anlegen; die Sängerschar ist nicht sonderlich zahlreich und birgt in sich nicht ein Stimmenmaterial, das sich mit dem unserer großen Verbände vergleichen ließe. Namentlich die Soprane haben vom g^3 ab Mühe, die Intonation zu wahren. Aber es wurde doch im ganzen eine recht respektable Leistung geboten, das Werk kam zu sinngemäßer Darstellung, und der Fachmann allein kann ermessen, welche Summe von Arbeit und idealem Streben dies zur Voraussetzung hat. Wenn es Herrn Rückwand nicht gelang, die erste Serenade in D, dies bei aller Unreife der Instrumentation in seiner Frische entzückende und in vielen Zügen bereits bedeutsame Jugendwerk gleich annehmbar herauszubringen, so lag das wohl an mangelnder Orchesterroutine. Für seine eindrucksvolle Wiedergabe des Baritonsolos im Requiem verdient Herr Arlberg rückhaltlose Anerkennung.

Johannes Messchaert gab seinen ersten Liederabend mit dem nach meinem Geschmack jetzt besten aller Genossen: mit Robert Kahn. Das Wesen des modernen Liedes, schon seit Schubert, bringt es mit sich, daß der Begleiter am Flügel keine untergeordnete Rolle mehr spielt. So wie Kahn seine Aufgabe löst, wird sie zu einem integrierenden Bestandteil des künstlerischen Ereignisses und trägt auch da, wo sie scheinbar hinter der des Sängers zurücktritt, ihr wohlgemessen Teil zu dem jeweiligen Eindruck bei. Was Messchaert betrifft, so schöpfte er wieder aus der Tiefe eines Brahms, eines Schumann und Max Reger und verhalf auch einigen Liedern von Oskar Posa zu ehrenvoller Aufnahme. Ich werde nicht müde, auf diesen Sänger hinzuweisen, dessen Können und Gestaltungskraft selbst eine weniger günstige Disposition nichts anhaben kann. Geht hin und werdet des Glückes, das euch vergönnt ist, teilhaftig; ihr höret seinesgleichen sonst nie und nirgends.

Wie wenig für die Kunst als solche die Begriffe des Seriösen und Großen gelten, deß wird gewahr, wer einmal in guter Laune einem Abend Sven Scholanders beiwohnt. Er ist auf einem kleinen und anspruchsloseren Gebiete einer der größten Vortragskünstler unserer Zeit. Und er ist es, obwohl er eine Gesangsstimme eigentlich nie besessen hat. Mit seiner scharfen, doch nie über das Ziel hinausschießenden Charakterisierungsgabe erweckt er Volkslieder aller Nationen zum Leben. Bald zeichnet er Karikaturen, bald zarteste Stimmungen und Situationen, und immer mit der gleichen Sicherheit und Einfachheit der Mittel. Oft wird die Erzählung zur dramatischen Begebenheit, so wenn er im alten Liede vom „Vetter Michel" eine ganze Familie in einzelnen Typen vor das Auge treten läßt. Und wie er sich kunstlos und gewandt dazu auf der Laute begleitet, wie er ungeniert mit dem Publikum verkehrt, lacht, wenn ihn einmal das Gedächtnis im Stich läßt, Druckfehler des Programms entschuldigt oder sich Wünsche aus dem Hörerkreis zurufen läßt — das alles wirkt so anmutig, daß man die Beliebtheit dieses Sängersmannes vollauf begreift.

In unmittelbarer Nähe (Bechstein-Beethovensaal) hatte wiederum die ernsteste Kunst zur gleichen Zeit eine Stätte gefunden. Die Herren Halir, Exner, Müller und Dechert spielten hier zum dritten Male vor einem sonntäglichen Publikum Beethovensche Streichquartette (op. 95, op. 135, op. 18 C-moll und D-dur). Was ich davon hören konnte, entfaltete nicht die gewohnte Klangfülle, war aber voll Wärme und stilistischer Sicherheit. Unternehmungen wie diese wollen in ihrem vollen Umfang gewürdigt sein, und da spricht denn die öffentliche Teilnahme deutlich genug für ihre Daseinsberechtigung.